

(Nachdruck verboten.)

18]

## Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von **Wilhelmine v. Hillern.**

Wittraud thut wie ihr geheißener und legt die Schulter bloß. Das Gesicht des Arztes wird jetzt sehr ernst. „O weh, da sieht's böß aus. Warum hat man mich aber auch nicht früher geholt?“ Todtenstille herrscht in der Kammer, nichts ist zu hören, als die Krepitation des zerplitterten Gelenks, wenn der Arzt hingreift. — „Der Arm ist verloren, kein Moment ist zu verlieren, — ich muß amputiren.“

„Jesus, Maria!“ zuckt es um aller Lippen.

„Muß das sein, Herr Doktor?“

„Ja, das muß sein!“

Gemming geht ans Fenster, um Athem zu schöpfen, so fürchterlich ergreift ihn das kurze, trockene Wort.

Wittraud hat die Hände gefaltet und betet ein Vater-unser, — dann hilft sie dem Arzt einen Operationstisch herrichten, sorgt für warmes Wasser, Leinwand zu Binden und alle die kleinen Utensilien, die gerade in ihrer Prosa so vernichtet auf die bang harrende Umgebung wirken.

Indeß hat der Arzt, ohne ein anderes Wort, als die knappen, fachgemäßen Befehle an Wittraud, seine Instrumente geordnet. — Mit schweren Schritten nähert sich jetzt Gemming dem Bett und wirft sich über den stummen Mann. „Tenner, armer Freund!“ sagt er leise und läßt die blasse Stirn, auf der schon der kalte Schweiß des Todes steht. — Die Männer schleichen sich auch heran und wollen ihn noch einmal sehen, den g a n z e n Tenner, bevor er verstümmelt ist. — Sie haben alle die Hüte abgenommen, wie vor einem Todten.

„Soll der Mann noch versehen werden?“ fragt der Arzt, „dann muß es rasch gehen.“

Da kommt ein matter Laut von den Lippen des Kranken, alles beugt sich über ihn, um ihn zu verstehen. „Er-kommunizirt —!“ haucht er dem Arzt fast geisterhaft ins Ohr.

„Nun,“ flüstert der ihm wohlwollend zu, „soviel ich weiß, kann ein Schwerkranker — wenn er bereut —“

Da fliegt ein schweres Bächeln über die starren Züge, wie ein Lichtreflex über einen Leichenstein und er schüttelt langsam das Haupt.

„Er kann's halt nit bereuen — wei er nit glauben kann, daß es was Unrechtes war!“ spricht Gemming für ihn. Ein erleichtertes Nicken und ein brünstig vertrauensvoller Blick Tenners bestätigen Gemming's Worte.

„Dann habe ich nichts weiter zu sagen, das muß jeder mit sich selber ausmachen. Meine Pflicht war nur als Arzt, daran zu erinnern. — Sie haben also leider gehört, daß ich gezwungen bin, Ihnen den verletzten Arm abzunehmen?“ sagt der Doktor.

„Ja!“

„Und sind bereit, sich der Operation zu unterziehen?“

Der Kranke neigt das Haupt. „In Gottes Namen!“

„So — jetzt bit' ich Wittraud, dem Patienten den gebrochenen Arm zu halten, während wir ihn hinüberheben. Und Sie, Gemming, sind so gut und übernehmen die Chloroformmaske und den Puls!“

„Ich?“ fragt Gemming erschrocken, schämt sich aber seiner Schwäche und rafft sich zusammen.

Der Arzt zählt: „Eins — zwei — drei!“ — Mit festem Griff wird der Unglückliche aufgehoben und auf die über den Tisch gebreitete Matratze gelegt.

Das schreckliche Geschäft beginnt. Der schwache Mann ist bald eingeschlafert, und die Marklose legt ihm wohlthätig die Binde um die Augen. — Ruhig und sicher arbeitet der Arzt, kein Wort wird gesprochen. Wittraud erräth jeden seiner Winke und geht ihm an die Hand, ernst und bleich, aber ohne zu wanken. Gemming dagegen, der riesenstarke, — er neigt sich immer tiefer über den Operationstisch, — der Doktor sieht erstaunt auf und kann gerade noch zugreifen, sonst wäre er auf den Patienten gestürzt. — Die andern Männer fangen ihn auf. „Ich kann nicht mehr — mir wird schlecht!“ ist alles, was er noch herausbringt. Sie führen ihn hinaus an die Luft, aber nicht nach der Straße zu, dazu sind sie zu vorsichtig — sondern nach

der Klammseite. — Da setzen sie ihn auf einen verwitterten Mühlstein und kehren wieder ins Krankenzimmer zurück. Gemming starrt mit verwirrtem Blick auf die Trümmer der todten Mühle und hinab in die Schlucht. Alles ist zerbrochen, zerschlagen — vernichtet. Was ist denn überhaupt noch sicher auf dieser erbärmlichen Welt, wenn ein Geld wie dieser Habermeister so im Handumdrehen zerstört sein kann! Wozu gestaltet die Natur noch mit so viel Liebe und Lust ihre Werke, wenn sie die Menschen doch nur verderben und ihre Gesetze zu Verbrechen stempeln? — Unverdrossen schafft sie weiter, wie die Mutter für einen ungerathenen Sohn — und der schlägt sie dafür ins Gesicht und tritt sie mit Füßen.

Und er, Gemming, ist auch so ein unverfälschtes Naturprodukt, das von der Welt ruiniert wurde, weil es sich nicht verknüpfeln ließ. — Er stützt müde das Haupt in die Hand, „denn vor sich selber da hört der Spaß auf“ — sich selbst spielt man keine Komödie vor! — „Herr Gott, was thut jetzt so ein Kerl, wie ich bin, noch auf der Welt? Hätt' jetzt nicht mich die Kugel treffen können, statt den Prachtmenschen? Bei mir wär's doch in ein'm hingegangen!“ So weh hat ihm noch nie etwas gethan, wie der Habermeister, — so vererbt war ihm das Dasein noch nie wie heut. Es hat so lustig bekommen, dies Habersfeldtreiben, und muß nun so grausam enden! „Hätt' man die Leut' in Ruh' gelassen — wär' alles ohne Schaden verlaufen —! Was ist denn das für eine Welt, die keinen Spaß mehr versteht? Da kann man ja nimmer drin leben!“

Die frische Luft und das nasse Schneewehen küßt ihm die Stirn und er ist wieder seiner Sinne Herr. — Wie's wohl droben geht? Er schleicht bis zur Treppe und horcht, aber er ertauscht nichts, als das feine Klirren der stählernen Instrumente, wenn sie in die Schlüssel geworfen und wieder abgewaschen werden. — Dann und wann ein unartikulirter, unbewußter Schmerzenslaut des Markotisirten — und wieder faßt den sonst so schneidigen Soldaten ein solches Grausen, daß er hinausflüchtet vors Haus, um nichts mehr zu hören! Da vernimmt er ein Rollen von der Straßenseite her — er schießt neugierig hinunter — zwei geschlossene Wagen donnern im vollen Trab vorbei. — Gemming versteckt sich rasch hinter der Thür. Das ist die Untersuchungskommission. — Nun auch noch das weltliche Gericht zu dem im Innern!

„Herr Lieutenant, Sie möchten kommen,“ ruft einer der Haberer herunter, „s'ist vorbei!“

„Gott sei Dank!“ ruft Gemming und eilt zu dem Kranken. „Lebt er?“ fragt er unter der Thür.

„Ja,“ sagt der Arzt achselzuckend, „er hat's ausgehalten. Jetzt wollen wir sehen, wie's weiter geht.“

Gemming nähert sich dem Operirten behutsam und schüchtern. — Er empfindet die eigene Größe und Stärke einem armen Verstümmelten gegenüber fast als eine Hohheit, — als prahle sein mächtiger Körper: „Siehst Du, solche Riesen giebt es noch, und Du bist schwach und elend!“ Deshalb setzt er sich auch auf den niedersten Schemel neben dem Bett und betrachtet den Freund fast andächtig.

Tenner liegt mit geschlossenen Augen wie erloschen da. Er ist verbunden und neu gebettet. Wittraud hat schon die Spuren der Operation beseitigt und die Ordnung im Zimmer hergestellt, jene trostlose Ordnung, wo alles wieder ist, wie es war — nur die Hauptsache nicht!

Tenner merkt mit dem solchen Kranken eigenen Feingefühl, daß jemand neben ihm ist, der nicht recht zu athmen magt, und öffnet die Augen. Gemming schaut ihm ins Gesicht und lächelt, so gut es geht. „Gelt, i bin a schöner Held, mei guter Meister,“ sagt er im möglichsten Flüsterton. „Kannst mi brav auslachen — a Kerl, der ausschaut wie a Bär, und schwach werden bei einer Operation, wie a bleichsüchtig's Mabl!“

Tenner will ihm die Hand geben, aber: „Ja so“ — er muß sich erst daran gewöhnen — ein stummer Schmerz zuckte über das edle Gesicht, und der Blick deutet nach der Stelle, wo ihm die Rechte fehlt.

Gemming legt dafür die seine hin, als drückte er beschwichtigend die unsichtbare Hand. „Thut's schon — thut's schon, muß halt jetzt links werden“ — tröstet er den Unglücklichen. Aber all seine Fertigkeit, die Dinge leicht zu nehmen, verläßt ihn, als der Operierte suchend um sich blickt

und mit schwacher Stimme fragt: „Wo — wo ist er? — Ich möcht' ihn sehen!“

Wiltraud stößt den Doktor an.

„Wer?“ fragt dieser nicht ohne innere Bewegung, um Zeit zur Antwort zu gewinnen.

Tenner braucht eine Weile, bis er's sagen kann. „Der Arm? Zeigen!“

„Der ist schon beseitigt —“ erwidert der Arzt.

„Wo?“ fragt Tenner diesmal Wiltraud, als erwarte er von ihr die Wahrheit.

„Ein'graben haben wir ihn!“

„Schon ein Stück von mir — begraben!“ Dann schließt der Unglückliche die Augen und schweigt.

Niemand wagt die Stille zu unterbrechen. Es giebt nichts Heiligeres auf Erden, als den klaglosen Schmerz! Die starken Männer ehren seine Gegenwart in feierlichem Schweigen. Gemming hat mit den Händen die Augen bedeckt — niemand sieht, was in ihm vorgeht. Der Arzt winkt Wiltraud hinaus und giebt ihr draußen Anweisungen für des Patienten Nahrung und Pflege.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## 1) Das alte Mädchen.

Von Guy de Maupassant. Deutsch von Franz Hofen.

Wir saßen zu sieben in dem Breal, vier Frauen und drei Herren, einer war sogar auf dem Kutschersitz geklettert. Langsam, Schritt für Schritt klonn das Gefährt den steilen Rückenweg hinan, wo die Straße in Schlangenlinien aufwärts führte.

Beim Morgenrauschen waren wir aus Etretat ausgebrochen, um die Ruinen von Tancarville zu besuchen. Wir dümmerten noch starr in der frischen Morgenluft vor uns hin. Besonders die Damen, die an einen solchen Jagdausbruch nicht gewöhnt waren, liebten alle Minuten die Augenlider herabzulassen und den Kopf hängen oder gähnten theilnahmslos der Pracht des anbrechenden Tages gegenüber.

Es war Herbst. An zwei Seiten des Weges dehnten sich Felder. Die Ernte war schon herein und der Boden mit den Hafer- und Kornstoppeln nahm sich wie ein unraffirtes Kinn an. Die neblige Erde schien zu dampfen. Vögelchen schmetterten ihr Lied in den Lüften, andere Vögelchen piepten im Gebüsch.

Endlich ging die Sonne auf, blutroth am Saum des Himmelszelles und wie sie langsam aufstieg, klarer und klarer von Minute zu Minute, schien die Landschaft zu erwachen, zu lächeln, sich zu dehnen und zu bewegen. Wie ein junges Mädchen, das ihr Bett verläßt, legt das Gefäß sein Gemd von schneigem Nebel ab.

Der Graf von Straulle, der auf dem Kutschersitz saß, rief: „Da, ein Hase!“ und zeigte nach links auf ein Aesfeld. Das Thier machte Männchen, man sah aber nur seine großen Ohren, das übrige war im Grünen versteckt; dann hoppelte es eine Furche entlang, blieb stehen; jagte wieder in totem Laufe weiter, machte einen Quersprung, blieb wieder unruhig, als ob er Gefahr witterte, stehen. Er war offenbar unerschrocken, wohin er sich wenden soll; dann lief er, die Hinterläufe in die Luft schleudernd, mit großen Sägen fort und verschwand in einer großen Kunkelrübenpflanzung. Alle wurden wach und folgten dem Laufe des kleinen Vieh's.

René Vemanoir bemerkte: „Wir sind heute Morgen gar nicht galant“ und sah dabei seine Nachbarin, die kleine Baronin von Soreennes, die gegen die Müdigkeit ankämpfte, an. Dann sagte er halblaut zu ihr: „Sie denken an Ihren Herrn Gemahl, Baronin. Seien Sie unbesorgt, vor Sonnabend kommt er nicht zurück. Sie haben noch vier Tage.“

Sie antwortete mit einem schlaftrunkenen Lächeln: „Wie thöricht Sie sind!“ Dann schüttelte sie ihre Müdigkeit ab und sagte: „Nun erzählen Sie uns doch etwas, worüber man lachen kann. Herr Chenal, Sie gelten für einen glücklicheren Kourmacher als selbst der Herzog von Richelieu, erzählen Sie uns eine Liebesgeschichte, welche Sie wollen, die Sie selbst erlebt haben.“

Léon Chenal, ein alter Künstler, der sehr schön, sehr stark, sehr stolz auf seine physischen Eigenschaften, und sehr geliebt gewesen war, strich sich mit der Hand seinen langen weichen Bart und lächelte. Dann, nach einigen Augenblicken des Nachdenkens, wurde er plötzlich ernst.

„Es wird aber nichts Lustiges werden, meine Damen; ich werde Ihnen die jammervollste Liebe meines Lebens erzählen. Ich wünsche meinen Freunden, sie mögen nie eine ähnliche erwecken.“

I.  
Ich war damals 25 Jahre alt und zog längs der normännischen Küsten herum.

Ich nannte „Herumziehen“ jenes Vagabundiren mit dem Rucksack auf dem Rücken von Herberge zu Herberge unter dem Vorwand, Skizzen und ländliche Naturstudien zu machen. Ich weiß nichts Schöneres als dieses Irren auf gut Glück. Man ist frei ohne irgend welche Fesseln, ohne Sorgen, ohne Geschäfte, ja selbst, ohne an das Morgen zu denken. Man zieht des Weges, wie es einem einfällt, ohne irgend einem anderen Führer als seine Phantasie und ohne einen anderen Rathgeber als seine Augen, wohin sie uns entzückt weisen. Man bleibt stehen, weil

ein Bach sie abgeleitet hat, weil man den guten Geruch von gebratenen Kartoffeln vor der Thür eines Wirthes athmete. Manchmal hat der Duft der Waldreben Ihre Wahl bestimmt, oder das naive Dreinschauen eines Schankmädchens. Diese Mädchen haben Seele und Sinne dazu, und dicke Backen und frische Lippen; ihr kräftiger Kuß ist stark und schmackhaft wie eine wilde Frucht. Liebe ist immer viel werth, woher sie auch komme. Ein Herz, das höher schlägt, wenn Sie kommen, ein paar Augen, die weinen, wenn Sie scheiden, sind etwas so seltsames, süßes und werthes, daß man sie nie verachten soll.

Aber was man am meisten auf diesen abentheuerlichen Streifzügen liebt, das ist das Land, die Wälder, den Sonnenaufgang, die Dämmerung, den Mondschein. Es sind für den Maler wahre Hochzeitskreise mit der Natur. Man ist ganz allein mit ihr in einem langen ungestörten Weisammensein. Man legt sich auf der Heide inmitten von Gänseblümchen und Klatschrosen mit offenen Augen beim klaren Schein der Sonne nieder, man schaut in die Ferne nach dem kleinen Dorfe mit seinem spizen Glockenthurm, auf dem es Mittag läutet.

Man setzt sich an den Rand einer Quelle, die am Fuße einer Fische inmitten eines Gewirrs von frischen, hohen, belebten Kräutern entspringt. Man lauert sich nieder, man beugt sich und schlürft dieses klare kalte Wasser, das einem den Schnurrbart und die Nase näßt, man trinkt es mit einem körperlichen Wohlbehagen, gleich als ob man die Quelle küßte, Lippe an Lippe.

Zuweilen, wenn man eine größere Tiefe an diesen winzigen Wasserabern trifft, taucht man ganz nackt hinein und fahlt auf der Haut vom Kopf bis zu den Füßen gleichsam eine köstliche eijige Liebkosung, ein Erzittern, worauf man leicht und froh von dannen zieht.

Auf den Hügeln ist man lustig, am Rande von Sümpfen traurig, begeistert, wenn die Sonne in einen Ocean von blutigem Nebel taucht, der auf die Bäche seinen rothen Widerschein wirft. Und abends unter dem Monde, der fern am Himmel dahinzieht, denkt man tausend eigenthümliche Dinge, die einem, beim blendenden Tageslicht nie in den Sinn kommen würden.

Als ich nun so durch dasselbe Land, wofelbst wir dieses Jahr sind, streifte, kam ich eines Abends in dem kleinen Dorfe Bénouville an der Falaise zwischen Yport und Etretat an. Ich kam von Jécamp und war der Küste gefolgt, der hohen steilen Küste, die einer Mauer gleicht mit ihren verkrüppelten Felsen, die wie Nadeln aus dem Meere hervorragen.

Ich schritt hin seit dem Morgen auf dem feinen leichten Grase, das wie ein Teppich neben dem Abgrund im salzigen Winde leimt. Und aus voller Kehle singend, ging ich mit großen Schritten einher und sah bald den langsamen runden Flug einer Möve, die am blauen Himmel die weißen gekrümmten Flügel schwang, auf dem grünen Meere das braune Segel einer Fischerbarke; so hatte ich sorglos und frei einen glücklichen Tag verbracht.

Man zeigte mir einen kleinen Meierhof, wo Reisende zu wohnen pfl egten, eine Art von Herberge, die von einer Bäuerin inmitten eines normännischen Gutshofs, der mit zweifachen Hecken umsäumt war, gehalten wurde. Das Ufer verlassend, kam ich bald in den von Bäumen umrahmten Hof und stellte mich der Mutter Lecacheur vor.

Sie war eine alte, rnzliche, strenge Landfrau, die die Gäste stets widerwillig mit einer Art von Mißachtung zu empfangen schien.

Es war im Mai. Die abgeblühten Aepfelbäume bedeckten den Hof mit einem Schleier von duftenden Blüten und streuten unaufhörlich einen förmlichen Regen davon nieder, der auf die Leute und das Gras fiel.

Ich fragte: „Na, Madame Lecacheur, haben Sie ein Zimmer für mich?“

Erstaunt, daß ich ihren Namen wußte, antwortete sie: „Das kommt darauf an. Vermietet ist alles. Aber sehen könnte man ja.“

In fünf Minuten waren wir einig, ich legte meinen Rucksack auf den Boden eines ländlichen Zimmers, das mit einem Bett, zwei Stühlen, einem Tisch und einem Waschbecken möblirt war. Es ging nach der Küche, einem großen rauchigen Raum, wo die Pensionäre ihre Mahlzeit mit dem Gesinde und der Wirthin, die Wittve war, einnahmen.

Ich wusch mir die Hände, dann ging ich hinunter. Die Alte ließ ein Huhn zum Essen in dem großen Herd zurichten, wo ein rauchgeschwärzter Bratpfieß hing.

„Sie haben doch Gäste im Augenblick?“ sagte ich zu ihr.

Sie entgegnete mit ihrer gewöhnlichen unzufriedenen Miene:

„Ich habe 'ne Dame, 'ne olle Engländerin. Se nimmt das andre Zimmer in.“

Ich erhielt das Recht, allein in dem Hofe zu essen, wenn schönes Wetter war.

Man stellte denn auch mein Kouvert vor die Thür und ich begann mit den Föhnen die mageren Glieder des normännischen Huhns abzunabbern und trank hellen groben Cider und laute weißes grobes vier Tage altes, aber vorzügliches Brot.

Plötzlich öffnete sich die hölzerne Barriere, die auf den Weg ging und eine seltsame Person kam auf das Haus zu. Sie war sehr mager, sehr groß und dermaßen in einen schottischen Shawl mit großen Carreaux gewickelt, daß man sie für armlos gehalten hätte, wenn nicht eine lange Hand in der Höhe der Hüften zum

Vorschein gekommen wäre, die einen weißen Touristenschirm hielt. Ihr Nummengesicht, das von einer Reihe von grauen Locken umrahmt war, die bei jedem ihrer Schritte zu tanzen schienen, ließ mich, ich weiß nicht warum, an einen sauren Fering, der Papilloten trug, denken. Sie ging rasch an mir vorüber, senkte die Augen und landete in der Strohhütte.

Diese eigenthümliche Erscheinung belustigte mich, es war offenbar meine Nachbarin, die alte Engländerin, von der unsere Wirthin gesprochen hatte.

Ich sah sie an dem Tage? nicht wieder. Am nächsten Morgen, als ich mich zum Malen in dem Ihnen bekannten reizenden Thal, das bei Stretat herabgeht, installiert hatte, sah ich, als ich die Augen plötzlich hob, eine merkwürdige Gestalt am Ufer, eine Art Mast. Das war sie. Als sie mich sah, verschwand sie.

Ich lehrte zu Mittag zurück, um zu dejeuner und nahm an dem gemeinsamen Tische Platz, um die Bekanntschaft dieses alten Originals zu machen. Doch sie erwiderte nichts auf meine Artigkeiten, selbst gegen meine Vorsorglichkeit war sie nicht erkenntlich. Ich goß ihr hartnäckig Wasser ein und reichte ihr aufmerksam die Schüsseln. Ein leichtes unmerkliches Neigen des Kopfes, ein englisches Wort, so leise gemurmelt, daß man es nicht verstehen konnte, war der einzige Dank.

Ich hörte auf, mich mit ihr abzugeben, obwohl sie meine Gedanken beschäftigte.

Nach drei Tagen wußte ich über sie eben so viel wie Frau Lecacheur.

Sie nannte sich Miß Harriet. Auf der Suche nach einem weltverlorenen Dorfe war sie in Venonville vor sechs Wochen geblieben, um hier den Sommer zu verbringen, und schien nicht geneigt, fort zu gehen.

Sie sprach nie bei Tisch und aß schnell, wobei sie stets ein kleines protestantisches Propagandenheft las. Sie vertheilte diese Bücher an alle Welt. Dem Kuraten selbst waren vier von einem Gassenjungen, der zwei Sou's dafür erhielt, gebracht worden. Sie sagte manchmal plötzlich zu unserer Wirthin ohne jeden vorbereitenden Umstand: „Ich liebe den Herrn mehr denn alles; ich bewundere ihn in seiner ganzen Natur, ich trage ihn stets in meinem Herzen.“ Und unverzüglich gab sie der verblüfften Bäuerin eine ihrer Broschüren, die dazu bestimmt waren, das Weltall zu befehren.

Im Dorfe liebte man sie nicht. Da der Lehrer erklärt hatte, „sie sei eine Atheistin“, lag eine Art Bann auf ihr. Der Kurat, der von Frau Lecacheur konsultirt wurde, sagte: Sie ist eine Keherin, aber Gott will nicht den Tod des Sünders, und ich halte sie auch für eine durchaus moralische Person.“

Die Worte „Atheistin — Keherin“, deren genaue Bedeutung man nicht wußte, warfen Zweifel in alle Geister. Man behauptete auch, die Engländerin sei reich und habe ihr ganzes Leben auf Reisen in aller Herren Länder verbracht, da sie von ihrer Familie verstoßen sei. Warum sie ihre Familie verstoßen hätte? Natürlich wegen ihrer Ungläubigkeit.

Thatsächlich war sie eine jener exaltirten Prinzipienmenschen, jener hartnäckigen Puritanerinnen, deren England so viele hervorbringt, eine der guten, unerträglichen alten Jungfern, die alle Table d'hôte's Europa's unsicher machen. Sie streifen in Italien herum, vergiften die Schweiz, machen die reizenden Städte des Mittelmeeres unbewohnbar. Ueberall hin bringen sie ihre bizarren Manieren, ihre versteinerten Bestalimmen-Sitten mit. Dazu ihre unbeschreiblichen Toiletten und ein eigenartiger Geruch nach Kautschuk, der einen glauben läßt, daß man sie in der Nacht in ein Futteral legt.

Wenn ich eine im Hotel bemerkte, rette ich mich wie die Vögel, die einen Strohhalm auf dem Felde sehen.

Diese Dame aber erschien mir so eigenartig, daß sie im Grunde mir gar nicht mißfiel.

(Fortsetzung folgt.)

### Kleines Feuilleton.

—n. Die Aufforstung der Lüneburger Heide. Während die Lüneburger Heide vor noch nicht langer Zeit reines Oedland darstellte, auf dem nur einige Schafheerden mühsam ihr Futter finden konnten, ist in den letzten Jahren ihre Aufforstung so weit vorgeschritten, daß man, wenn damit in derselben Weise weiter vorgegangen wird, bald von einem Lüneburger Wald wird sprechen müssen. Im Jahre 1895 sind von Privatbesitzern allein 580 Morgen in Forstland umgewandelt worden, wozu noch die großen durch die Provinzialverwaltung und den Forstfiskus aufgeförderten Flächen kommen. Aber nicht nur Bäume hat man in der Lüneburger Heide gepflanzt, sondern man hat auch ausgedehnte Fischteiche in ihr angelegt; im Kreis Celle sind schon mehr als 2000 Morgen Heidefeld mit Fischteichen bedeckt, in denen selbst die Forelle ganz prächtig gedeiht. —

### Literarisches.

Bt. Gausschah des Wissens. Unter diesem Titel erscheint bei F. Neumann in Neudamm eine Reihe von Werken, in denen die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften, sowie Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Kunstgeschichte, Literaturgeschichte in möglichst gemeinverständlicher Form behandelt werden sollen. Die

ganze Bibliothek, welche in 320 Heften à 30 Pf. erscheint, wird insgesammt zehn Werke in 16 Bänden umfassen. Es läßt sich vermuthen, daß bei dem verschiedenartigen Inhalt und den verschiedenen Autoren der einzelnen Bände dieselben auch an Werth ziemlich ungleich sein werden.

Der mir vorliegende zweite Band, der zweite Theil der „Entwicklungsgeschichte der Natur“ aus der Feder von Wilhelm Bölsche, gehört insfreitig zu dem Besten, was in dieser Art geschrieben ist. Er enthält eine durch zahlreiche gute Abbildungen anschaulich gemachte Darstellung der Entwicklung des organischen Lebens, seiner Spuren in den ältesten, vor ungezählten Millionen von Jahren abgelagerten Gesteinsschichten bis auf unsere Tage. Die Schreibweise des Verfassers ist durchweg keine sogenannte gelehrte, sondern zeichnet sich durch Klarheit und Einfachheit aus, so daß der Inhalt leicht verständlich ist, obgleich der Leser mehrfach auch mit den Fragen, die ihre entscheidende Beantwortung erst noch von der Zukunft erwarten, bekannt gemacht wird. So gewährt das Buch, welches 40 Lieferungen umfaßt, einen guten Einblick in den Stand unseres Wissens und unserer Vorstellungen über die Geschichte des organischen Lebens auf der Erde. —

— Umland's literarischer Nachlaß ist vom schwäbischen Schillerverein für Marbach zum Preise von 25 000 M. erworben worden. Der Nachlaß enthält die Manuskripte von Umland's Gedichten und Dramen, ein Tagebuch von 1810 bis 1820, politische Aufzeichnungen und den Briefwechsel mit seinen Freunden und seiner Familie, etwa 900 Nummern nebst Antworten umfassend. —

— Ueber die Arbeiten des internationalen Kongresses zum Schutze des geistigen Eigenthums wird aus Monaco folgendes geschrieben: Am Mittwoch der vorigen Woche hielt derselbe seine dritte Sitzung ab. Herr Mairet von Paris machte im Namen der Chambre syndicate de photographie eine Reihe von Vorschlägen und der Kongreß faßte daraufhin den Beschluß, die Photographien in der gleichen Weise zu behandeln, wie andere graphische Werke, und sie ebenso zu schützen. Herr Victor Souchon trug die Wünsche der Komponisten vor und beantragte, soweit sie diese betreffen, die Revision der Beschlüsse des Berner Vertrages. Der Kongreß erklärte sich nach längerer Berathung hiermit einverstanden und bestimmte, daß in allen Ländern Vereine zum Schutze für Musikstücke gebildet werden sollen, denen die nämlichen Rechte, welche die übrigen Geistesprodukte genießen, zubilligen sind. Sodann bildete der Schutze der politischen Artikel und Informationen der Zeitungen den Gegenstand einer interessanten Debatte. Die Versammlung beschloß einstimmig: „1. Die in den Zeitungen erscheinenden Artikel werden wie alle Geistesprodukte geschützt, ohne daß besondere Bemerkungen des Vorbehalt's nöthig sind; 2. zwischen Artikeln politischer Diskussion und anderen wird kein Unterschied gemacht; 3. es ist gleichwohl anzuerkennen, daß den Verfassern von Zeitungsartikeln ein Zitirungsrecht nach Maßgabe der Bedürfnisse der öffentlichen Erörterung zusteht.“ Nach einer Diskussion über diejenigen Informationen der Presse, die keinen literarischen Charakter tragen, genehmigte der Kongreß einstimmig folgenden Beschluß: „Die Wiedergabe jeglicher Information der Presse ohne Vermerk ihrer Herkunft ist untersagt, wenn sie den Charakter ungesetzmäßiger Konkurrenz trägt.“ — Der nächste Kongreß wird in Turin abgehalten. —

### Theater.

— Eine der Shakespeare'schen Komödien, auf der viel Altersklaub lagert, das Lustspiel „Viel Lärm um nichts“, war vom Schauspielhause hervorgeholt und am Sonnabend neu aufgeführt worden. Vom Besten, was Shakespeare zu geben vermochte, findet sich gerade in dieser Komödie, an der Wit und Esprit mehr Antheil haben, als der volle lebendige Humor, nicht allzuviel. Aber sie enthält die Geschichte eines Liebespaares, das für eine Anzahl jener Liebespaare typisch geworden ist; Mann und Weib widerstreben einander anfangs und führen hächliche Reden, bis sich in Liebe findet, was sich neckt. In dem Geplänkel zwischen Benedikt und Beatrice verspürt man Shakespeare's Stil, und um dieses espritvollen Lustspielstumpfes willen hat sich auch die Komödie „Viel Lärm um nichts“ auf der Bühne erhalten. — Im Schauspielhause gab man die Komödie wie eine recht schaffene Poffe; und das war gut so. Es wurde ein frischfröhlicher Gesamteindruck erreicht; man durfte an Matkowsky (Benedikt), Fr. Poppe (Beatrice) und in dem prächtig komischen Wolflmer (Holzapfel) seine Lust haben. —

— Die Neue Freie Volkshöhne führte am Sonntag im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater Jbsen's Kosmersholm auf. Es ist sehr anzuerkennen, daß die Leitung der Neuen Freien Volkshöhne dieses tief sinnige Seelendrama den Mitgliedern zur Kenntniß brachte, wenn auch die Freiheiten der psychologischen Entwicklungen dem Verständniß erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Die Darsteller bemühten sich nach besten Kräften, die bedeutenden Aufgaben, welche das Stück an sie stellt, zu erfüllen. Hier und da machte sich zu viel Deklamation und Pathos breit, was gerade für ein Jbsen's Schauspiel am wenigsten angemessen ist. Die Fähigkeit der Darstellerin der Hauptfigur des Stückes, der Rebekka West, reicht für diese freilich überaus schwierige Rolle doch nicht völlig aus. Immerhin kann die gesammte Aufführung als eine recht gelungene bezeichnet werden. —

**Völkerrunde.**

— Der aus dem melanesischen Archipel in Sydney eingetroffene Führer der Brigantine „Meg Merrilies“ berichtete nach der „Frankf. Ztg.“ folgendes: In der sogenannten Südwestbucht auf den Neuen Hebriden war ein alter Inselaner hinfällig und kindlich geworden, weshalb von seinen Verwandten beschloffen wurde, ihn lebendig zu begraben. Zu diesem Zwecke wurde eine Grube gegraben und der alte Mann hineingeworfen und mit Erde bedeckt. Indessen gelang es ihm, nach verzweifelten Anstrengungen wieder aus dem Loch zu entkommen, freilich nicht für lange, denn die liebenden Angehörigen warfen sich alsbald von neuem über den Kerker her und banden ihn an Händen und Füßen. Dann machten sie sich an die Arbeit, das Loch tiefer zu graben, und als dies geschehen war, wurde der Todeskandidat, gebunden wie er war, zum zweiten Male in sein Grab geworfen. Dieses wurde schleunigst zugefüllt und dann mußten sich die Weiber des Stammes auf den Erdbügel setzen, bis die Eingeborenen sicher sein zu können glaubten, daß der alte Mann erstickt sei. Am nächsten Tage gab es einen solennen Todtenschmaus. Auf Tanna, das durch zahlreiche Mordthaten der Kanaken eine traurige Berühmtheit erlangt hat, giebt es einen Vulkan, der, wie die Inselaner glauben, alle bösen Menschen nach dem Tode aufnimmt. Kapitän Strassberg hat dann auf den Himmel gebuhlet als den Ort, wo die guten Menschen hinzukommen pflegen, damit aber nur Gelächter erregt. „Denn“, sagten ihm die schlauen Inselaner, „Tannamaun kann nicht dorthin, er fliegt nicht, you humbug!“ Auf Santa Anna in der Salomonsgruppe wollte ein Häuptling seine Unterthanen gegen Gewehre vertauschen. Da ihm dies abgeschlagen werden mußte, bat er um ein Mittel gegen eine Hautkrankheit, an der er litt. Man rieb ihn mit Petroleum und Schwefel ein und dann, sagt Kapitän Strassberg hinzu, muß irgend ein Stroh ein brennendes Zündhölzchen in seine Nähe gebracht haben. Er brannte plötzlich lichterloh, und ohne auf sein Boot und seine Krieger, welche die gegen die Gewehre einzutauschenden „Unterthanen“ einsparen sollten, zu warten, stürzte er sich kurz entschlossen über Bord und schwamm mit heiler Haut ans Ufer. Endlich gab es auf der Insel Nabel noch einen zweiten Häuptling, der sich an Bord mit dem Bemerkten vorstellte, er sei getaufter Christ und von den Missionaren in Australien erzogen worden. Auch trug er wirklich einige Gesangbuchlieder vor. Am selben Nachmittage aber versammelte er seine Stammesgenossen um sich und zog ins Gebirge auf die Kopfsjagd, wo er sich mit Seinesgleichen an gebratenem Menschenfleisch gütlich that. Am nächsten Tage brachte er dreißig abgeschchnittene Köpfe mit ans Ufer zurück. —

**Medizinisches.**

is. Der Mißerfolg des Pestferum. Nach einem Telegramm, welches die Londoner medizinische Zeitschrift „Lancet“ aus Bombay erhalten hat, hat das Pestferum von Dr. Yersin einen praktischen Erfolg bei der Behandlung der dortigen Epidemie nicht gehabt. Von den auf diese Weise behandelten Personen starben 50 pCt., während die Sterblichkeit in den Krankenhäusern im allgemeinen auf 60 pCt., also nur unwesentlich höher, angegeben wird. —

**Technisches.**

t. Telephonverbindung zwischen England und Frankreich. Nach einem Bericht von „Nature“ sind die Vorbereitungen für die Legung zweier neuer Telephonkabel über den Kanal vollendet. Das erstere Kabel wird in nächster Zeit durch das englische Kabelschiff „Monarch“, das andere von der französischen Regierung gelegt werden, die Kabel werden auch in den betreffenden Ländern fertiggestellt. Auf der englischen Seite werden dieselben drei Meilen westlich von Dover ausgehen. Jedes Kabel wird zwei Leitungen erhalten, so daß mit dem bereits vorhandenen Kabel im ganzen sechs Drähte für den öffentlichen Gebrauch verfügbar sein werden an stelle der zwei bisherigen. Man nimmt an, daß nach Vollendung der neuen Kabel die Möglichkeit gegeben sein wird, sämtliche großen Plätze von England und Frankreich telephonisch zu verbinden, während vorläufig ein telephonischer Verkehr nur zwischen London und Paris stattfand. Die neuen Kabel eingerechnet wird der Kanal zwischen St. Margaret's bei Dover im Osten und Beachey Head (auf englischer Seite) von nicht weniger als 34 elektrischen Leitungen durchlaufen. —

**Humoristisches.**

— Humor im Gerichtssaal. Vor dem Injurienrichter des zweiten Wiener Bezirks fand unlängst eine Ehrenbeleidigungsvorhandlung statt. Die Masseurin Aloisia Höfler figurirte darin als Angeklagte und die Schreibergattin Rosalia Kimpolik als Klägerin. Wie üblich, bemühte sich der Richter, eine Versöhnung der Parteien herbeizuführen, welcher Versuch jedoch bei der Klägerin auf Widerstand stieß.

„Was, ich soll ihr verzeihen!“ rief sie erregt, „sie ist ja ein Fräulein, und ich bin achtundzwanzig Jahre verheirathet!“ (Heiterkeit.)

Richter: Das kann doch kein Hinderniß sein:

Klägerin: O, gewiß!

Richter: Nun, nach meiner Ansicht ist der Umstand, daß Sie schon achtundzwanzig Jahre verheirathet sind, nicht Ihr Verdienst, sondern das Ihres Gatten.

Nach dieser Debatte, durch die sich der im Saal anwesende Herr Kimpolik höchst geschmeichelt fühlte, wurde die als Ohrenzeugin geladene Frau Anna Mascha in das Gerichtszimmer gerufen.

Richter (nach Abnahme der Generalien): Was ist Ihr Mann?

Zeugin: Acht Jahre krank. (Heiterkeit.)

Richter: Das ist doch keine Beschäftigung!

Zeugin: Na ja, er war halt Kellner.

Richter: Also erzählen Sie uns, was sie von der Sache gehört haben. Wo waren Sie damals?

Zeugin: Ich war am Anstandsort, der am Gang ist und die Damen haben bei der Wasserleitung gestritten.

Richter: Wie weit waren Sie von der Wasserleitung entfernt? Schildern Sie uns das.

Die Zeugin tritt daraufhin dienstfertig vor den Richter und benutzte den Gerichtstisch zum Entwurf ihres Situationsplans. (Indem sie auf eine Tischdecke zeigt): Hier, Herr kaiserlicher Rath, ist die Wasserleitung, und da, wo der Herr kaiserliche Rath sitzen, ist der Anstandsort. (Schallende Heiterkeit.)

Richter (lachend): Ah, gegen diesen Vergleich muß ich denn doch protestiren.

Diese heitere Stimmung, die im Publikum lebhaften Nachklang fand, wirkte auch auf die Klägerin versöhnlich, so daß sie bei einem nochmaligen Ausöhnungsversuch seitens des Richters trotz ihrer achtundzwanzigjährigen Ehe die Klage zurückzog. Fräulein Höfler mußte zuvor aber fünf Gulden als Buße für die Armen der Stadt Wien erlegen. —

**Vermischtes vom Tage.**

— Mit Beginn des diesjährigen Wintersemesters sind Frauen als ordentliche Zuhörerinnen an der philosophischen Fakultät der Universität Jena zugelassen. Es stehen ihnen dieselben Rechte zu wie den männlichen Studirenden. —

— In Altenburg wurde am ersten Osterfeiertage ein 13jähriger Tertianer, der schon seit einigen Tagen vermißt worden war, auf der Bodenkammer in einem Kleiderschrank erhängt aufgefunden. In einem Briefe hatte der Junge angegeben, daß ihm nichts weiter übrig bleibe, als sich das Leben zu nehmen, da er bei seiner „Brant“ (einem 11jährigen Schulmädchen) keine Hoffnung habe. —

— In Lamsweg hat sich ein Silberarbeiter vergiftet, weil ihm seine Frau mit einem Gefellen davongelaufen ist. —

— In Wolfersbach (Baden) prozessirt ein Bauer, der die Birtshchaft seinem Sohne übergeben hat, mit diesem, wer von beiden das vordere Kochloch des Kochherdes benutzen darf. —

— Auf dem Giselschacht bei Osseg in Böhmen hat ein starker Wassereinbruch stattgefunden. Der Wasserzulauf beträgt zwei Kubikmeter in der Minute. Es ist leicht möglich, daß man auch diesmal wieder, wie vor Jahren, die Teplitzer Thermalwässer angefahren. Der Giselschacht gehört der Brüxer Bergbau-Gesellschaft. —

— Milzbrandvergiftung. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus Nürnberg unterm 24. April gemeldet: Ein bei einem Zinngießer wohnender Schreinergefelle hat mit dem Bruder des Logisgebers, einem Vorstenzurichter bei den Vereinigten Papiersfabriken, verkehrt und mit ihm zusammen gegessen. Plötzlich erkrankte der Schreinergefelle und starb zwei Stunden nach seiner Einlieferung in das Krankenhaus, nach amtlichem Sektionsbefund an Milzbrandvergiftung. Der Vorstenzurichter selbst ist noch nicht erkrankt. Vielleicht ist die Infektion durch nach Hause genommenes Material für Heimarbeit geschehen. —

— In Brüssel wurde Sonntag nachts das Spielhaus Thuin ausgehoben; 19 000 Fr. fielen in die Hände der Polizei. —

— In Südalgerien haben Heuschreckenschwärme kolossale Verwüstungen angerichtet. —

— Ein Wirbelwind hat Theile des Bezirkes Jessora in Bengalen (Indien) heimgesucht. 14 Personen fielen dem Orkan zum Opfer und eine Menge wurde verwundet. Ein Dorf wurde zerstört. Ein Brahmine wurde vom Tornado um den Zweig eines Baumes gewickelt und fand einen schrecklichen Tod. —

— Ein amerikanisches Kriegsschiff „Onedia“ ist vor etwa 30 Jahren unweit des Vorgebirges Kuanonsaki am Eingang zur Bucht von Tokio mit 400 000 Dollars Gold gesunken. Seitdem machten viele Japaner den Versuch, die kostbare Beute heraufzuholen, aber vergeblich, weil dort eine zu starke Strömung herrscht. Nun hat ein Taucher aus Yokohama die Arbeit unternommen und im letzten Jahre bereits 3000 Dollars, Anfang März d. J. zwei werthvolle Edelsteine herausgeholt. Er hofft, die ganze werthvolle Ladung bergen zu können. —

k. Die Staatsuniversität in Chicago hat bei dem Konkurs der Firma Spalding u. Co. 825 000 Dollars verloren. Den Professoren konnte infolge dessen zum Quartal das fällige Gehalt nicht ausgezahlt werden. —

— Im Lessing-Klub zu Chicago wurde nach dem „New-York Herald“ am Oster Sonntag die jüdische Fahne enthüllt. Seit der Zerstörung des Tempels Salomons soll dies das erste Mal sein, daß der vergessenen Flagge diese Ehre widerfuhr. Auf weißem Grunde zeigt sie das bekannte doppelte Dreieck in blau, die Verflüchtigung des Schildes Davids, und auf der Spitze der Fahnenstange breitet eine Taube ihre Flügel aus. —